

Aus Kapitel Eins

Flucht

Ein Nebel, so dicht wie das Gewebe einer Königsstola, lag blass und träge über dem Emlin-Tal. Sanfte Hügel drängten sich Schutz suchend an die steileren Hänge, die weit oben zu scharfkantigen, unpassierbaren Felswänden zusammenliefen. Das kleine Tal lag inmitten eines grauen, wild gewachsenen Gebirgslandes, das sich von der autonomen Provinz Shemora bis zu den von sanften Hügeln durchzogenen Ebenen um Valianor, der Hauptstadt des Valianischen Imperiums, hinzog.

Der Nebel nahm dem Morgen sein Licht. Er schob sich wie eine undurchdringliche Decke über das Tal und stemmte sich mit aller Gewalt gegen die Strahlen der aufgehenden Sonne, die verzweifelt versuchten, den dichten Schleier zu zerreißen, um das Resultat einer gewaltigen Schlacht zu enthüllen – einer Schlacht, die in der Nacht begonnen und mit der aufgehenden Sonne ein grausiges Ende gefunden hatte. Noch vor Tagesanbruch hatten sich Männer Auge in Auge gegenübergestanden, bereit, ihr Leben für ihre Ehre oder ihre Freiheit zu geben, bereit, für ihren Sieg in den Tod zu gehen. Doch nur wenige wussten davon, und kaum jemand kannte den eigentlichen, den wahren Grund für diese Schlacht.

Und der Nebel gab das Geheimnis nicht preis. Noch dämpfte er die Schreie der tödlich Verwundeten, verbarg er das von Blut verschmierte Gesicht eines gefallenen Kameraden, verhüllte das über den gefrorenen Boden verteilte Durcheinander von Mensch und Metall und verschluckte das Klirren der Rüstungen jener Männer, die den Sieg davongetragen hatten und nun plündernd über das Schlachtfeld zogen.

Auf den umliegenden Bergen hielt der Winter kalt und unnachgiebig den aufkeimenden Boten des Frühlings stand. Obwohl in den Tälern bereits die Schneeschmelze angebrochen war und hier und dort zarte Gräser durch die dünne Eisschicht drängten, breitete sich die dicke, weiße Decke immer noch über den Großteil der Berge aus und hinderte die Vegetation am Gedeihen.

Im Süden des Tals teilten sich die Felsen, um den Emlin passieren zu lassen, der sich über Tausende von Jahren tief in den harten Felsen gegraben hatte. Aufgrund der beginnenden Schneeschmelze brauste er mit solcher Kraft durch die Emlin-Schlucht, dass er kleinere Bäume vom Ufer mit sich riss, nur um sie weiter stromabwärts wieder zurückzulassen.

Dort, wo die Felsen zurückwichen, wo sich der Emlin weitete und seine Strömung zahmer wurde, trieben zwei große Fässer den Fluss entlang. Sie waren notdürftig mit einem Seil zusammengebunden und hüpften wie Korken hilflos von einer Welle zur anderen.

An manchen Stellen schrammten sie so knapp an den tödlichen Felskanten vorbei, dass das Holz gefährlich knirschte, doch die Fässer hielten stand.

Die Ufer des Emlin wurden flacher. Die Strömung beruhigte sich. Die beiden Fässer wurden langsamer und tanzten nicht mehr ungebändigt auf den Wassern. Da krachte es plötzlich, und das Holz des ersten Fasses barst. Kleine Holzsplitter sirrten durch die Luft, als der Deckel ins Wasser geschmettert wurde. Eine Männerstimme drang aus dem Inneren des Fasses und übertönte kurzzeitig das Rauschen des Flusses.

„Wir gehen an Land!“

Es klang wie ein Befehl und die Antwort folgte augenblicklich, als auch der Deckel des zweiten Fasses splitterte. Zwei schlanke Beine glitten ins Wasser, gefolgt von einer weiblichen Silhouette. Binnen weniger Augenblicke wurde die Frau von der Strömung erfasst und vom Sog nach unten gezogen. Gischt übersprühte ihr Gesicht, als sie ein Stück flussabwärts prustend wieder auftauchte und mit ganzer Kraft zu schwimmen begann.

Es platschte. Aus dem ersten Fass wuchtete sich ein Mann ins kalte Wasser und versuchte, das Fass zu packen, bevor der Fluss es mit sich riss. Von der Kälte des Wassers überrumpelt, atmete er ruckartig ein, verschluckte sich und hustete erbärmlich. Im letzten Augenblick bekam er den Rand des Fasses in die Finger und klammerte sich daran fest. Dann mühte er sich damit ab, den restlichen Inhalt des Fasses freizubekommen.

Zwei Arme plumpsten ins kalte Nass. Erleichtert ergriff sie der Mann in Höhe der Ellenbogen und stemmte sich mit seinen Füßen gegen den Rand des Fasses, das sich gefährlich nach unten neigte. Er verlor den Halt und versank im Wasser. Als er prustend wieder an die Oberfläche kam, konnte er im letzten Moment das Seil packen, das die beiden Fässer verband, und den Behälter zu sich heranziehen. Dann ließ er das Seil los und umfasste den Oberkörper der im Inneren eingeschlossenen Frau. Mit aller Kraft zog er ihren reglosen Körper heraus, bis endlich ihr Kopf in der Öffnung erschien. Lange schwarze Haare glitten ins schäumende Nass und wanden sich wie Schlangen auf der Wasseroberfläche. Die feinen Gesichtszüge und spitzen Ohren einer Elfe wurden sichtbar. Um ihre Stirn wand sich ein schmutziger, blutdurchränkter Verband.

Unterdessen näherte sich die Frau dem Ufer und begann hektisch nach etwas zu suchen, an dem sie sich festhalten konnte. Als der Ast einer Weide vorüberglitt, packte sie ihn und zog sich keuchend in die seichteren Ufergewässer, die hinter der Weide lieblich dahinplätscherten. Sie schaffte es gerade noch, sich über die Böschung zu schleppen und den kleinen Rucksack von ihren Schultern zu reißen. Dann sank sie zu Boden und blieb reglos liegen. Aus ihrem knielangen, schmutzigen Hemd und dem dünnen Ledermantel tropften Wasser und Blut.

Der Mann kämpfte noch immer mit dem Körper der reglosen Elfe und dem schwankenden Fass, das unter seinen Händen unruhig hin und her rollte. Schwer und leblos hing das blasse Gesicht der jungen Frau über den Rand des Fasses. Ihre Augen waren geschlossen, die Lippen blutleer. Fluchend mühte sich der Mann damit ab, sie vollständig aus dem Fass zu zerren, ohne ihren Kopf unter Wasser gleiten zu lassen. Als es ihm endlich gelungen war, stieß er das Fass von sich, schlang seine Arme um ihre Brust und begann gegen die Strömung anzukämpfen. Zielsicher schwamm er mit seiner schweren Last auf die Uferböschung zu, wobei er immer wieder von reißenden Strudeln nach unten gezogen wurde.

Die Lippen des Mannes waren von der Kälte blau angelaufen. Immer öfter holte ihn der Sog unter die Wasseroberfläche. Immer größer wurden die Abstände, in denen er Luft holen konnte. Doch der unbändige Wille, am Leben zu bleiben und das Leben der Frau in seinen Armen zu schützen, hielt ihn bei Kräften.

„Wo bist du?!“, schrie er hustend die Böschung hinauf, der er sich langsam näherte.

Keine Antwort.

Plötzlich tauchte das Gesicht seiner Begleiterin zwischen den Büschen auf. Sie schlitterte halb zum Fluss hinunter, halb hastete sie am Ufer entlang, während sie den Mann im Auge behielt. An einer Stelle, wo ein kleines Felsplateau ins Wasser ragte, kam sie rutschend zum Stehen und legte sich flach auf den Bauch. Ihre Hände streckte sie so weit sie konnte über den Emlin hinaus.

„Schwimm so nah wie möglich an den Stein heran!“, schrie sie, während der Mann in rasantem Tempo auf das Felsplateau zutrieb.

Er antwortete nicht, ruderte, mit der Linken den leblosen Körper umschlingend, hektisch auf die rettenden Hände zu. Doch seine eigene Hand war von der Kälte so taub, dass er nicht richtig zugreifen konnte und abrutschte. Unvermittelt ließ er die Elfe los und streckte die andere Hand nach seiner Begleiterin aus. Er krallte sich daran fest und schaffte es gerade noch, mit seinen Beinen die bewusstlose Elfe zu umklammern, die von der Strömung fast fortgerissen worden wäre. Eine Weile verharrte er schwer atmend, während seine Retterin auf dem Felsen die Zähne zusammenbiss.

Endlich packte der Mann mit seiner freien Hand die bewusstlose Elfe, zog sie zwischen sich und den Felsen und drückte sie so fest dagegen, wie es die Strömung erlaubte, die seine Beine immer wieder flussabwärts drücken wollte. Doch um sie am Felsen hochzuhieven, fehlte ihm die Kraft.

Flehend blickte er in die Augen seiner Begleiterin, aber sie reagierte nicht.

Sein Blick wurde zornig.

Die Frau zögerte. Schließlich griff sie der Bewusstlosen unter die Achseln und zog sie das letzte Stück über den Felsen. Kraftlos zog sich auch der Mann am Stein hoch, bevor er völlig erschöpft zusammenbrach und keuchend liegen blieb.

„Das hat uns gerade noch gefehlt!“, zischte die Frau.

Mit einem abfälligen Blick auf die ohnmächtige Elfenkriegerin, kletterte sie über die Böschung und verschwand im Schatten der Bäume.

Der Mann wälzte sich schwer atmend auf den Rücken. Seine Hand fiel kraftlos auf die Brust der Elfe, die an seiner Seite lag. Die Erschöpfung machte ihn unfähig, sich aufzurichten oder auch nur seinen Mund aufzumachen. Er schloss die Augen und sog die kalte Morgenluft ein. Seine Hände fühlten sich taub an, und in seinem Kopf hämmerte es. Das Blut, das noch vor Kurzem in seinem Gesicht geklebt hatte, hatte der Fluss fortgewaschen, aber seine Lederrüstung war immer noch mit roten Flecken übersät und hing zerrissen und lose an seinem zerschundenen Körper. Quer über seine Brust zog sich ein langer blutiger Schnitt. Um seine Hüften hing ein Lederbeutel. Ein Dolch steckte in einer Scheide, die über seinen Oberschenkel gebunden war, und an seinem Gürtel hing eine wasserdichte, lederne Rolle. Um den Rücken hatte er ein kleines Bündel geschnallt. Sonst hatte er nichts bei sich, abgesehen von der leblosen Elfe an seiner Seite.

Er atmete den Duft des feuchten Moooses ein und den modrigen Geruch der nassen Baumrinden. Mit der Natur erwachte in ihm ein Gefühl der Zuversicht, das sich langsam bis zu seinem Verstand vorarbeitete. Sie waren gerettet. Sie waren, so unglaublich es ihm in diesem Moment auch erschien, immer noch am Leben. Das prickelnde Glück darüber, sich atmen zu hören, seine zwar schmerzenden, aber dennoch funktionierenden Muskeln zu spüren, pulsierte warm und lebendig durch seine Adern.

Aber da war noch ein anderes Gefühl, das sich langsam an die Oberfläche arbeitete und sich schließlich wie ein Schatten über seinen Verstand legte. Kitayschas Verletzungen waren tödlich. Und als sie angegriffen wurde, war er nicht da gewesen. Er war nicht da gewesen, als ihr der Morgenstern über den Schädel gezogen worden war. Er war nicht da gewesen ...

Seine klammen Finger glitten über den glatten, vom Wasser rund geschliffenen Felsen und krallten sich in das Hemd der Elfe. Er seufzte leise, als er ihren schwachen Atem vernahm.

Schließlich kämpfte er sich auf die Beine, hob die Kriegerin hoch und erklomm den Hang, über den sich seine Retterin abgesetzt hatte.

Er fand sie schließlich einige Schritte flussabwärts. Sie hatte sich einen geeigneten Platz gesucht, um ihre Kleider zu trocknen. Inmitten einer geduckt stehenden, kreisförmigen Baumgruppe, die unliebsamen Einblicken vorbeugte, riss sie sich das nasse Hemd vom Leib

und rieb sich bibbernd die Oberarme. Als sie ihn bemerkte, wandte sie ihren Blick ab. Ohne Hemmungen schälte sie sich aus ihrer triefenden Hose, bis sie völlig nackt vor ihm stand.

(...)

Der süßliche Geruch von Blut, durchsetzt vom herben Duft nach Weihrauch, hing in dem fensterlosen Raum und drang in seine Nase, als er die Tür hinter sich schloss. Antonius Virgil Testaceus war die morbide Atmosphäre hier längst gewohnt; die Düsternis der unterirdischen Gemäuer konnte ihn kaum noch beeindrucken. In jedem der vier Winkel stand ein Marmorsockel mit einem Weihrauchkessel umringt von Kerzen. In der Mitte des Raums erhob sich ein Altar aus schwarzem Basalt. Neben dem Altar stand eine Gestalt, deren Augen so schwarz waren wie der Stein.

Testaceus hatten diese Augen mehr als einmal dazu gebracht, sich unsicher und verloren zu fühlen. Er wusste um die bedrohliche Kälte, die der Mann neben dem Altar ausströmte, wusste um die beängstigende Wirkung seines bohrenden Blicks und den Effekt seiner ausgemergelten Gestalt. Darum war ihm auch klar, was seinem kleinen Begleiter in eben diesem Augenblick durch den Kopf schoss: Flucht!

Testaceus umschloss die Hand des Jungen noch fester. Er spürte sein Zögern beim Anblick der dunklen Gestalt. Zitternd presste sich der zarte Körper an ihn, während ängstliche Augen fragend zu ihm aufblickten.

„Du erinnerst dich doch, was ich dir über diesen Mann und sein Zuhause gesagt habe?“, flüsterte Testaceus.

Der Junge nickte langsam und warf der Gestalt einen bangen Blick zu, so, als erwarte er, dass sie im nächsten Moment wie ein tollwütiges Raubtier über ihn herfallen würde.

„Er sieht zwar böse aus, aber nur, weil er ein sehr einsamer Mensch ist“, murmelte er tapfer hinter vorgehaltener Hand. „Und er hat kleine Kinder gern, auch wenn man es ihm nicht ansieht. Und sein Zuhause ...“

„Ist nur deshalb so dunkel und beängstigend, weil er nie ein eigenes Zuhause hatte und nicht weiß, wie ein richtiges Zuhause auszusehen hat“, setzte Testaceus zustimmend fort. „Richtig, mein Junge!“

Testaceus' Aufmerksamkeit kehrte zur Gestalt am Altar zurück, die, immer noch reglos verharrend, ihre Augen zwischen ihnen hin und her wandern ließ. Schließlich bohrte sich ihr Blick in Testaceus' Kopf, und wie schon viele Male zuvor hatte er den Eindruck, sie würde jeden seiner Gedanken kennen.

Ein kaltes Kribbeln kroch seinen Rücken hoch und hinterließ ein Gefühl absoluter Leere in seiner Magengegend. Er musste kurz durchatmen, dann schob er den Jungen, der sich immer noch ängstlich an ihn drückte, auf die Gestalt zu, die schweigend jede ihrer Bewegungen beobachtete.

„Ich bin hier, um Hilfe durch Eure Gabe zu erbitten“, durchbrach Testaceus die eisige Stille.

Es war jedes Mal die gleiche Prozedur. Jedes Mal begann er mit genau diesen Worten und jedes Mal musterte ihn der Augur, nachdem er sein Anliegen vorgebracht hatte, mit berechnendem Blick. Es war Teil des Ritus, der die Weissagung eines Auguren gewandete wie die Amtstracht einen Senator, und deshalb war es nicht nur ungebührlich, sondern auch gefährlich, die einleitende Bitte zu unterlassen und die darauffolgende Stille zu unterbrechen. Auguren waren anerkannte Leute. Zwar nicht so anerkannt wie ein Senator, doch sie besaßen etwas, das kein gewöhnlicher Mensch besaß: die Macht des sechsten Sinns in ihrer höchsten Ausprägung. Wenn man sich diese Macht zunutze machen wollte, musste man ihr mit Ehrfurcht und dem gebührenden Respekt begegnen. Auguren arbeiteten niemals im Dienste des Staates oder irgendeines Senators, bis auf jene fünf, die Testaceus in dem Nebengebäude seines Anwesens beherbergte. Wie es dazu gekommen war, daran wollte er im Moment nicht denken.

Die meisten der Senatoren hielten die Befragung eines Auguren für notwendig, um ihr Schicksal zu beeinflussen. Es gab nicht einen unter den Senatoren, der in kritischen Zeiten nicht zu derartigen Mitteln gegriffen hätte. Allerdings gingen die Methoden seiner fünf Auguren über das übliche Maß hinaus. Auch das war ein Punkt, über den Testaceus nicht gerne nachdachte.

Testaceus warf einen Blick auf das bleiche Gesicht des Jungen, der ängstlich zu dem Mann in der schwarzen Robe hochsah. Trotz seiner offensichtlichen Scheu versuchte er, tapfer stillzuhaltend, und machte keine Anstalten, davonzulaufen. Testaceus selbst hatte dafür gesorgt, dass der Junge ihm blind vertraute und ganz sicher bis zum Ende durchhielt.

Testaceus warf einen kurzen Seitenblick auf den Altar.

„Zwei Fragen, wenn Ihr gewillt seid, Lestrang“, eröffnete Testaceus mit ehrfürchtig gedämpfter Stimme das Ritual.

„Zwei Antworten, wenn die Dinge günstig stehen“, antwortete der Augur gleichmütig und schritt an Testaceus vorbei zur Tür, woraufhin vier ausgemergelte Gestalten in den gleichen Roben aus hauchdünnem schwarzen Stoff eintraten. Alle hatten diese seltsam schwarzen Augen, deren kalter, taxierender Blick sich auf Testaceus und den Jungen richtete.

„Ich nehme an, es geht um die Schlacht gegen den Sklavenführer.“

Lestrangs Stimme klang, als ob man trockenes Laub zwischen den Fingern zerbröselte.

„Ganz recht.“

Testaceus schob den Jungen, der bei den Worten des Auguren unwillkürlich zwei Schritte zurückgewichen war und nun förmlich mit den Beinen des Senatsvorsitzenden verschmolz, ein Stück von seinem Körper weg. Um ihn zu beruhigen, drückte er seine Hand. Obwohl er den Schrecken des Kindes nachempfinden konnte, wusste er, dass der Augur auf die Angst eines Menschen reagierte wie ein Wolf bei dem Geruch von Blut, und er hatte nicht das geringste Bedürfnis, Lestrang zusätzlich zu animieren.

Während sich die anderen Auguren mit raschelnden Roben um den Altar versammelten, trat Lestrang an den Jungen heran. Seine Fingerspitzen strichen sanft über sein Gesicht. Testaceus registrierte, wie der Junge zu zittern begann, und stellte mit Abscheu fest, dass seine Angst dem Auguren ein kaum wahrnehmbares Lächeln entlockte.

Schließlich richtete Lestrang sich auf, ging zum Altar zurück und legte seine Hand auf die kalte schwarze Steinplatte.

„Ihr habt wie immer dafür gesorgt, dass wir unser Ritual *ungestört* durchführen können?“

Lestrangs Augen ruhten auf dem Jungen.

Die kleine Hand war schweißnass.

„Natürlich“, antwortete Testaceus ungerührt, obwohl sein Magen sich unangenehm zusammenkrampfte.

Lestrangs Aufmerksamkeit wanderte zu den restlichen Auguren, eine Tatsache, die Testaceus kurz aufatmen ließ.

Mittlerweile hatten Lestrangs Gehilfen einen Halbkreis um den Altar gebildet.

„Nun denn, es ist an der Zeit, dass ich mich um Euer Mündel kümmere“, begann Lestrang, ohne seinen Blick von den Auguren zu wenden.

Testaceus lief es eiskalt über den Rücken.

„Bereit, die Wächter zu rufen!“, rief einer der Auguren mit hohler Stimme.

Lestrang nickte, schloss die Augen und flüsterte etwas, das Testaceus nicht verstand. Dann warf er dem Senatsvorsitzenden einen Blick zu, den dieser als eindrücklichen Befehl auffasste. Testaceus ließ die Hand des Jungen los und trat zurück. Das Kind erschrak angesichts des plötzlichen Entzugs des Sicherheit spendenden Körperkontakts. Verzweifelt machte der Junge einen Schritt auf Testaceus zu, doch da hatte ihn schon einer der Auguren gepackt, ihn auf den Altar gehoben und ihm zischend befohlen: „Zieh dich aus!“

Testaceus nickte ihm zu, aber der Junge versteifte sich und bettelte aus flehenden Augen um seinen Beistand.

„Tu, was man von dir verlangt!“, forderte Testaceus ihn schroff auf. „Du bist kein Kind mehr! Ich habe dich auf das hier vorbereitet und dir meine wertvolle Zeit geschenkt. Ich habe dich gelehrt, dass es Größeres gibt als das eigene Leben, und dass man, um diesem Größeren zu dienen, Opfer bringen muss. Ich dachte, du wärest außergewöhnlich genug, um den Sinn deines jungen Lebens in einem größeren Zusammenhang zu betrachten, und dass du die Kraft hättest, einen entscheidenden Beitrag zu leisten. Täusche ich mich, oder warst du nicht Feuer und Flamme, als ich dir von deiner Chance berichtete, dem Wohle der gesamten Menschheit einen Dienst zu erweisen?“

Testaceus wurde bei dieser Unzahl an Lügen schlecht. Die taktische Suggestion, mit der er versuchte, den Jungen zum Gehorsam zu bewegen, war widerlich. Trotzdem fuhr er entschlossen fort: „Offenbar habe ich mich in dir getäuscht, denn im Moment macht die Angst einen Feigling aus dir, und du schaffst es nicht einmal, die einfachen Befehle dieses Mannes auszuführen!“

Testaceus wandte sich vom Altar ab. Er ertrug es nicht länger, der puren Verzweiflung in ihr unverfälschtes Gesicht zu sehen. Der Junge verstand seine Geste gewiss als ein Zeichen seiner Enttäuschung. Und richtig, als er sich endlich dazu durchgerungen hatte, zum Opfertisch zurückzublicken, hatte er sich bereits seines Leinenhemdes entledigt und saß nun völlig entblößt, die dünnen Beine von der schwarzen Steinplatte baumelnd, zwischen den Auguren. Tränen rannen ihm über seine Wangen, und Testaceus wusste, dass er sich gefügt hatte und sich nicht mehr zur Wehr setzen würde.